

Roman Lukas Hartmann beschreibt brillant, wie das Ende der Liebe zum Anfang des Unglücks wird

Wenn sich zu Hause das Böse einnistet

Lukas Hartmann: Ein passender Mieter.
Diogenes, Zürich 2016. 364 Seiten,
Fr. 33.90, E-Book 27.-.

Von Charles Linsmayer

Wie kommt ein Virtuose des historischen Romans dazu, einen ganz im Heute situier­ten Familienroman zu schreiben, der wie kaum ein anderes Buch dieser Jahre die fatale Verunsicherung auf den Punkt bringt, der Gesellschaft und Individuen aller Generationen mehr und mehr verfallen? Die Frage kann nur stellen, wer verkennt, dass Lukas Hartmann als Sozialarbeiter zu schreiben begann, dass seine Romane im historischen Gewand stets aktuelle Probleme wie Fremdenhass oder Gewalt thematisierten, dass die Beurteilung des komplexen Gegenwärtigen noch am ehesten einem zuzutrauen ist, der die gesellschaftliche Befindlichkeit vom Mittelalter bis zur Wende von 1989 literarisch aufarbeitete und der schon 1976, im Klappentext des Erstlings, angab, er arbeite an einem Roman mit dem Titel «Der Amokläufer».

Aus der Luft gegriffen hat Hartmann auch diese Geschichte nicht. 1999 trieb im Oberaargau ein Triebtäter sein Unwesen, überfiel junge Frauen, verletzte und beraubte sie und konnte erst nach langem verhaftet werden. Hartmann ver­pflanzt das Geschehen in eine Stadt, die Zürich (Sozialarchiv) oder Bern (Lauben) heissen könnte, und in eine Familie, die nur am Rand in den Fall verwickelt ist, aber daran fast zugrunde geht.

Margret und Gerhard Sandmaier, er Professor, sie Hausfrau und Sprachlehrerin für Asylbewerber, verkraften die Trennung vom einzigen Sohn Sebastian nur schwer, fallen aber aus allen Wolken, als sich der an dessen Stelle aufgenommene Mieter, der Velomechaniker Beat Schär, als der seit Monaten gesuchte Messerstecher entpuppt. Sebastian, der Theologiestudent, beobachtet erschrocken, was mit den Eltern passiert, nachdem ihnen «das unmöglich Scheinende, das Böse so nahe gerückt ist». Margret meint, dem Täter helfen zu müssen, besucht ihn im Gefängnis, greift ihn in einem Anfall von Aggressivität tätlich an und landet in der psychiatrischen Klinik. Gerhard will sie von einem Alldruck befreien, indem er den Anbau, in dem der Täter wohnte, abreißen lässt, erreicht aber gerade damit, dass Margret die Ehe, deren langsames Absterben Hartmann auf berührende Weise protokolliert, für gescheitert erklärt.

Doch nicht nur diese, auch Sebastians Beziehung geht in die Brüche, und am Ende finden Mutter und Sohn wie gestrandete Opfer einer Katastrophe in einer kleinen Wohnung wieder zusammen. «Wie schnell sich doch die Liebe verwandelt», erkennt Margret, der die Ehe zum Gefängnis wurde, wo man «den Notausgang nehmen muss, um sich selbst zu retten». Sebastian aber, der Karl Barths «Dogmatik» studiert hat, ist es nicht gelungen, die Hingabe an die Ge-

liebte mit der Begegnung mit Gott in Einklang zu bringen. Er erkennt, dass «wer zutiefst einsam ist, verstossen wurde», nicht lieben soll, «denn Liebe, wenn sie vorher nie zu spüren war, ist ein verbotenes Wort, eines, das unerträglichen Schmerz bedeutet». Barth hinterlässt ihm zuletzt nicht die Lösung des «Rätsels Liebe», sondern das «Vernichtende», das «Nichtige» als «letzte Wirklichkeit gegenüber Gott». Kein Wunder denn, dass Sebastian sich von der Theologie ab- und der Medizin zuwendet.

«Konnte es danach je wieder so etwas wie Normalität geben?», fragt Margret, nachdem sie ungewollt in einen Strudel



hineingerissen wurde, den ein Gewaltverbrecher ausgelöst hat und der ihren Sohn zur Aussage verleitet: «Das Leben ist nicht rot, nicht gelb, nicht blau, es ist ein grosses Durcheinander.» Eine Quintessenz, die umso nachdenklicher stimmt, als sie in einem Roman formuliert wird, in dem jede Figur absolut authentisch wirkt, in dem Gespräche von packender Dramatik geführt werden und in dem bis zuletzt die souveräne Gestaltungskraft eines Autors spürbar bleibt, der die These vom Ende der Liebe als Anfang des Unglücks auf eine vollkommen unaufdringliche Weise in eine spannende Geschichte zu bannen vermag. ●

Epochenbilder Die Porträts der Malerin Alice Neel



Dass die drei sich miteinander wohlfühlen, kann man sich nicht unbedingt vorstellen: Das Mädchen wirkt unsicher. Die Frau schaut herausfordernd, der Mann will in Ruhe gelassen werden. Verbindend ist nur, dass sie keine Lust haben, der Malerin Porträt zu sitzen. Und dass sie schwarze Lackschuhe tragen. Ihnen hat Alice Neel ihr besonderes Augenmerk gewidmet, die Fussstellungen erzählen ebenso viel über die Familie wie der Rest des Bildes. Die 1900 geborene und 1984 verstorbene New Yorker Künstlerin hat sich in der Blütezeit der Abstraktion auf die Darstellung von Menschen konzen-

triert. In ihren Haltungen und Gesichtszügen sah sie einen Ausdruck der eigenen Zeit. Sie sprach deshalb auch nicht gerne von Porträts, sondern von «Bildern von Menschen», welche eine «Epoche in einer Weise widerspiegeln, wie nichts anderes es könnte». John Green war Kulturkritiker, Jane Wilson Malerin, und ihre Tochter Julia wurde später die Leiterin der Keith Haring Foundation. In ihrem Familienbildnis von 1970 fängt Neel die kulturelle Atmosphäre jener Jahre ein. Gerhard Mack Alice Neel: Painter of Modern Life. Hrsg. v. J. Lewison. Hatje Cantz, Ostfildern 2016. 240 S., 130 Abb., Fr. 54.90.